

LITERATUR

Groteskes Geschwabbel

Ein Mann, der schwer zu tragen hat. An Körpermasse, Dummheit und Millionen. Mischa Vainberg, Sohn einer der reichsten Männer Russlands, schwabbelt durch die Nächte von St. Petersburg, spült die düstere Lebenserwartung mit Wodka runter oder versucht sie bei Prostituierten „wegzuvögeln“. Und wenn das nicht gelingt, schikanieren er seine „Diener“, scheucht sie nachts aus dem Bett, lässt sie Pasteten auffahren. Mischa kann die Sehnsucht kaum mehr ertragen, nach der glorreichen Stadt New York, wo er früher gelebt hatte, und nach Rouenna, dem schwarzen Mädchen aus der Bronx, das es wie bisher keine verstand, „seinen kümmerlichen chuj in den Mund zu nehmen“. Doch er darf nicht zurück, die Einwanderungsbehörde macht ihm einen Strich durch die Rechnung. Sein Vater hatte einen Geschäftsmann aus Oklahoma umbringen lassen, bevor man ihn selbst in die Luft jagte. Was ist das für eine traurige Welt, von der der jüdische Exil-Russe Gary Shteyngart („Handbuch für den russischen Debutanten“), 34, in seiner zweiten Komödie „Snack Daddys abenteuerliche Reise“ so derb und amüsant erzählt? Wo sein kolossartiger Held auftaucht, herrscht Verzweiflung, Irrsinn, Lebensgefahr. Aber Shteyngart lässt seinen Snack Daddy



nicht untergehen, lieber schießt er gegen alles: Politiker („der russische Präsident sah aus wie immer, wie ein leicht unglückliches Pferd, das die Schnauze in eine Schüssel Haferflocken senkte“), Juden, Frauen. So politisch unkorrekt ist schon lange kein Romanheld mehr durchs Zeitgeschehen gerast. Irgendwann bringt ihn seine Reise in die Bananenrepublik „Absurdistan“ (so lautet auch der Titel des Romans im Original). Dort soll ihm jemand einen belgischen Pass als „Eintrittskarte für den schützenden Westen“ besorgen. Rouenna ist längst mit einem schmierigen Schriftsteller nach Boston durchgebrannt. Doch eine bessere Welt findet man dort auch nicht vor. Wie auch? Bei Gary Shteyngart ist die Welt sowieso nicht mehr zu retten.

Gary Shteyngart: „Snack Daddys abenteuerliche Reise“. Aus dem Englischen von Robin Detje. Berlin Verlag, Berlin; 384 Seiten; 22 Euro.



REUTERS; MATTHIAS JUNG (L. U.)



Richter, Werke „Rosen“ (1994), „4096 Farben“ (1974)

KUNST

Altersloses Genie

Die wichtigsten Museen und Sammler aus aller Welt reißen sich um seine Werke, warten geradezu süchtig auf neue. Für diesen Freitag ist eine Flut von Glückwünschen zu erwarten. Dann feiert Gerhard Richter, Deutschlands gefragtester Gegenwartsmaler, seinen 75. Geburtstag. Doch der flüchtet vor den Gratulationen. Sein weitläufiges Atelier in Köln bleibt dann verwaist. Ein geplantes Fest hat er, der sich als scheuen Menschen bezeichnet, abgesagt. Richter ließ schon immer lieber die Kunst sprechen und schaffte es, mit jedem Werk – ob abstrakt oder gegenständlich und nach Fotovorlagen geschaffen – zu irritieren. Es sind stets auratische, alterslose Bilder, auch dann, wenn er politische Themen aufgegriffen hat wie beim 1988 gemalten legendären Zyklus zur RAF, der vom New Yorker Museum of Modern Art angekauft wurde. Genauso häufig behielt er die Brisanz seiner Bilder für sich, wie bei dem Gemälde „Tante Marianne“, bei dem erst Jahrzehnte nach der Entstehung herauskam,

KABARETT

Popstar Polt

Im Trachtenjanker treten Popstars. Eigentlich nicht auf. Es sei denn, sie heißen Gerhard Polt und die Biermösl Blosn. Wenn es nach den Zuschauerzahlen geht, reihen sich die vier bayerischen Volksmusikanten seit neuestem müheles zwischen Sting und Shakira ein. 10 000 bis 15 000 Anfragen pro Vorstellung registriert das Bayerische Staatsschauspiel, wo die lachtränentreibende Revue „Offener Vollzug“ (Regie: Urs Widmer) aus der Irrenanstalt des ganz normalen Lebens seit neun Monaten auf dem Spielplan steht. 880 Plätze bietet Deutschlands drittgrößtes Sprechtheater. Die sind eine Viertelstunde nach Vorverkaufsbeginn weg – größtenteils online und am Telefon. „Sonst müssten die Leute an unserer Kasse übernachten“, sagt Theaterspre-

cher Gunnar Klattenhoff. Polt selbst kann sich den kollektiven Wahnsinn nur aus dem Stück heraus erklären: „The idea of Freibier is deeply religious.“ Das kabarettistisch geneigte Publikum nördlich der Weißwurstgrenze darf hoffen, dass „Der Unerreichte aus Schliersee“ („taz“) ausgeliehen wird, sobald sich die Schauspielhäuser zwischen Rhein und Ostsee um ihn bewerben.



THOMAS DASHUEER

Polt in „Offener Vollzug“

PHILOSOPHIE

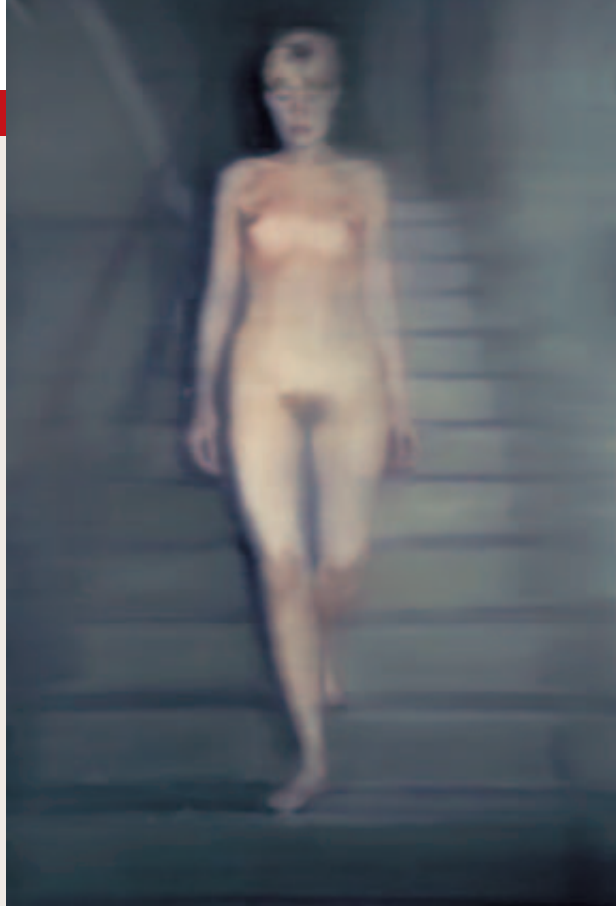
Adorno for sale

Der Zeitpunkt könnte besser nicht sein: Gerade hat die Bundesbildungsministerin das „Jahr der Geisteswissenschaften“ eingeläutet, hat im Handstreich Relevanz verordnet und Geld versprochen, da werden im Internet-Auktionshaus Ebay Originalmanuskripte von Theodor W. Adorno angeboten. Über 30 Typoskriptseiten mit zahlreichen handschriftlichen Anmerkungen des Kultphilosophen stehen dort zum Verkauf. Schnäppchenjäger und nostalgische Altlinke, die während der Studentenbewegung nie ohne die „Dialektik der Aufklärung“ unterm Arm auf die Straße gingen, können ihn jetzt haben: einen echten Adorno! Auch philosophische Seminare an Universitäten, die bei der Exzellenzinitiative bisher leer ausgegangen sind, dürfen sich freuen: Bei einem Gebot von 585 Euro (Stand: Freitagabend) könnten selbst die Verwalter klammer Universitätskassen mithalten. Aber Vorsicht, nicht jedem mögen sich die Weisheiten erschließen, die der Philosoph in Tinte oder Bleistift auf dem noblen Papier der Marke „Zeta Mattpost“ niederlegte. „Die Schrift ist in seiner Art recht schwer zu lesen, spricht undeutlich“, werden potentielle Käufer gewarnt. In den Augen echter Anhänger jedoch dürfte das den Wert des Adorno-Altapiers nicht schmälern, sondern eher erhöhen, hatte der Philosoph doch einst verkündet: „Wahr sind nur die Gedanken, die sich selber nicht verstehen.“



Adorno (1965)

STEFAN MOSES



AKG

„Ema – Akt auf einer Treppe“ (1966)

dass diese Richter-Angehörige von Euthanasie-Ärzten der Nazis umgebracht worden war. Richter hat immerhin zugestimmt, dass in seiner Geburtsstadt Dresden ein Archiv zu seinem Werk und seinem Leben eingerichtet wird. Ganz klug wird man wohl nie aus ihm werden – wie es sich für Genies gehört.

MUSIK

Bier und Zigaretten

Von den fünf, sechs Wunderkindern, die Jahr für Jahr von Großbritannien, dem Mutterland der Pop-Hysterie, als neuer David Bowie, Iggy Pop oder einfach als Genies angeboten werden, ist Jamie T der derzeit neueste und jüngste Import. Und, nützt ja nichts, dieser Jamie T, 21, aus London klingt tatsächlich sehr gut. Auf der Oberfläche erfüllt der junge Brite mit dem bürgerlichen Namen James Treays tatsächlich alle Klischees des klassischen englischen Pop-Hypes: Er sieht eher komisch als glamourös aus (dürre Figur, wirre Kobold-Frisur, mächtig auseinanderstehende Vorderzähne); er singt im breiten Londoner Proleten-Slang Cockney; auf seinem jetzt erscheinenden Album „Panic Prevention“, vom „Observer“ als eines der „großartigsten Solo-Debüts“, ja gar als „Klassiker“ gefeiert, kreuzt der Newcomer Gitarrenpop mit schep-perndem HipHop- und Reggae-Versatzstücken zu herrlich aufgekratzten Lie-



Jamie T

dern. Und wie es sich für ein Pop-Wunderkind gehört, nahm auch seine Karriere in der romantischen Ödnis der Suburbs, im Londoner Vorort Wimbledon, ihren Anfang: Mit 14 oder 15, so Jamie T, sei hier, wenn nicht gerade Tennis gespielt werde, der Höhepunkt der Lange-weile erreicht. Und was bleibt dann als Freizeitbeschäftigung? „Als Vorortjunge hat man zwei Alternativen: Vandalismus

oder Musik. Ich habe das Zweite gewählt, aber das Erste macht natürlich auch Spaß.“ Es sind jene Leere und die alltäglichen Null-Runden der Vorort-Teenager, die Jamie T in den zwölf Songs seines Debüts mit Witz und Ironie einfängt: Reime über Jungs, die nur Mädchen abkriegen, weil sie ihnen mehr spendieren können als die Konkurrenz; über alte Knaben, die sich in Clubs verdächtig dicht an sehr junge Frauen rantanzen; und überhaupt über Heranwachsende, die statt Abenteuer immer nur das nächste Bier, die nächste Zigarette finden. Entstanden ist Jamie T's Album im Haus seiner Eltern, wo er in seinem Zimmer unterm Dach seine Songideen in den Computer eingab. Ein Computerkid möchte der Popstar trotzdem nicht sein, das Internet interessiert ihn nicht. Jamie T's MySpace-Seite wird von seinem Manager betrieben. So spricht das Wunderkind, klassisch britisch verschoben: „Ich schreibe lieber Postkarten.“

DYLAN WALKER / CAMERA PRESS / PICTURE PRESS